

Daniel W. Wilson, *Goethe und die Juden. Faszination und Feindschaft*, München: C.H. Beck 2024, 350 S., 28,- €, ISBN: 978-3-406-81494-5

Eine alte Geschichte, neu beleuchtet

Das Buch beginnt mit einem Auftakt, den Goethes Freund Beethoven als Fanfare hätte komponieren können: „Was sollen wir von einem Dichter denken, der...“ (S. 9) Die dann folgenden Beispiele, etwa dass Goethe mit Wortpaaren wie „Juden und Huren“ gearbeitet habe, führen direkt in die Zeit, in die Debatten, aber auch in die vorherrschende Haltung um 1800. Titel und Klappentext kreieren eine große Fallhöhe im Sinne von ‚Oh, der Olympier hat Vorurteile?‘ Sie ist Kennern der Epoche deutlich bekannt und leider überhaupt kein Einzelfall. Goethe, argumentiert Wilson für die Bedeutung seines Themas, sei „die wichtige identitätsstiftende Figur der deutschen Kultur“. (S. 9) Das war er bis weit ins 20. Jahrhundert sicherlich, und so bezeichnet auch „Goethe und die Juden“ eine reiche und fruchtbare Beziehungsgeschichte, die schon seit Lebzeiten thematisiert und seitdem in Fülle beschrieben wurde. Dass aber Goethes Haltung heute noch ins „Herz des deutschen Selbstverständnisses“ zielt, dürfte eher Wunsch manches Goetheverehrerers sein. Und auch die Furcht, heutigen Antisemiten Zündstoff zu geben, läuft ins Leere, da die heutigen Argumentationsmuster des Antisemitismus sich selten auf die Zeit um 1800 beziehen... Um es anders zu sagen: Johann Wolfgang Goethe ist nur einer der leider zahlreichen deutschen Dichter und Denker der Epoche mit festsitzenden und durchaus judenfeindlichen Stereotypen.

Daniel Wilson hat mit großer Akribie und Genauigkeit die Haltung Goethes zu Juden und Judentum untersucht, dafür alle Äußerungen und, besonders relevant, auch die auffallenden Nicht-Äußerungen Goethes zusammengestellt, und die Konsequenz, mit der er das tut und sich nicht vom großen Namen blenden lässt, ist beeindruckend. Er kann so überzeugend zeigen, wie tief das Ressentiment bei Goethe saß.

Paradoxerweise übertreibt der alliterierende Untertitel „Faszination und Feindschaft“ etwas in beide Richtungen. Wilsons eigener überzeugender Analyse zufolge gibt es zwar lebenslang immer wieder Begegnungen mit Juden und dem Judentum, aber keine intellektuelle Faszination, die etwa die in Goethes Beschäftigung mit dem Orient oder gar der Naturwissenschaft überstiege. Die „Feindschaft“ war eine der Einstellung, nie der Tat und auch nicht wirklich des veröffentlichten Worts. Eines der bemerkenswertesten Ergebnisse der Analyse war für die Rezensentin das opportunistische Element oder das Selbstmarketings-Bewusstsein, in der Öffentlichkeit auch in diesem Thema ein bestimmtes Bild von sich zu überliefern und dies in Memoiren wie geplanten Veröffentlichungen von Briefwechseln zu bedenken. Das zweite Überraschungsmoment ist die *prinzipielle* Nichtbeschäftigung Goethes mit der Judenemanzipation, die zu Goethes Lebzeiten brennende Debatten auslöste, europaweit und disziplinüberschreitend. (Nebenbei bemerkt hat Goethe sich zu der anderen großen Emanzipationsfrage der Zeit, der der Frauen, auch nicht programmatisch öffentlich geäußert, im Gegensatz zum Beispiel zu seinem Freund und Partner Schiller, der die Debatte lyrisch deutlich prägte.) Daniel Wilson begründet die Ablehnung der Emanzipation seitens Goethe mit dessen Abscheu vor ihrem Motor, der Französischen Revolution. Sie verband sich mit bereits festsitzenden Vorurteilen und verstärkte diese.

Vor dem Beginn der historischen Beweisführung steht eine etwas irritierende Kommentierung der Forschungslage, es sei ein heikles Thema, das zu lange gemieden worden sei. Hier ist deutlich nachzufragen: von wem und warum? Aus der Perspektive der Goetheforschung nur bedingt, im Umfeld der Goethe-Verehrung sicherlich. Es stimmt, dass tatsächlich noch bei der letzten großen Konferenz zu Goethe und dem Judentum in Weimar 2016 ein Vortrag, der judenfeindliche Einstellungen Goethes thematisierte, vom Publikum ausgeschlossen werden konnte. Die Forschung aber, auch die deutsche, hat sich mit dem Wechselverhältnis schon lange und intensiv auseinandergesetzt, wie unter anderem der Sammelband zur

besagten Konferenz beweist, an der Wilson auch teilnahm, den er aber nicht zitiert. Andererseits kommen bis heute einige Werke zu Goethe und Politik ganz ohne Thematisierung seiner Ambivalenz gegenüber den Juden aus, so dass das Thema nicht genug bearbeitet werden kann. Nur ist der Satz „dass dieses Thema nie gründlich erforscht wurde“ (S. 10f.) und es lediglich einige entlegene Aufsätze gebe, kühn bis schlicht unwahr und vermutlich dem Marketing geschuldet.

Die Herausgeber des jüngsten Forschungsbandes konstatieren, konträr zu Wilson: „Es ist hinlänglich bekannt, dass Goethe den Juden zwiespältig gegenüberstand.“¹ Beide Bücher stimmen aber darin überein, dass generell mehr an der Rezeptionsgeschichte, besonders der Bedeutung Goethes für jüdische Leser*innen, gearbeitet wurde und weniger zur Beziehungsgeschichte. Wilson entfaltet, chronologisch thematisch, ein Panorama dieser Beziehungsgeschichte, indem er die Perspektive anders fokussiert, Goethes Sicht auf Juden und Judentum, sowie seinen Umgang mit beiden in verschiedenen Etappen und biographischen Positionen quellenintensiv darlegt, vom Aufwachsen in Frankfurt/Main über ministerielle Tätigkeiten in Weimar, als Dichter in verschiedenen Netzwerken und Kontexten bis zum Memoirenschreiber der letzten Jahre. Die Forschungsfragen, die den Band gemeinsam durchziehen, sind wesentlich und wichtig, vor allem in der neuen Gewichtung: Welche Rolle spielt der biographische und politische Kontext, der ideengeschichtliche, wie Aufklärung und Haskala, was macht die frühe persönliche Erfahrung, die christliche Erziehung oder der Besuch des Ghettos in Frankfurt/Main aus? Was also beeinflusste Goethe an seinem jeweiligen biographischen Standort?

Die Fragestellung ist besonders vor dem Hintergrund der intellektuellen und politischen Entwicklungen interessant: Die Goethezeit steht unter dem Zeichen der Emanzipation

¹ Anna-Dorothea Ludewig/Steffen Höhne, *Goethe und die Juden – die Juden und Goethe. Beiträge zu einer Beziehungs- und Rezeptionsgeschichte*, Berlin/Boston 2018 (Europäisch-jüdische Studien - Beiträge 34), S. 1f.

und ihrer Abwehr. Goethes private und veröffentlichte Äußerungen, Werkzitate und sein auch politisches (Nicht-)Handeln fallen in eine Phase, die von permanent gesellschaftsumwälzenden Prozessen wie Revolution, Krieg, Reform und Befreiungskriegen und sich entwickelndem nationalistischem Gedankengut geprägt war. Dieselbe Epoche ist zugleich durchgängig (!) durchzogen von der Debatte über die Judenemanzipation sowie von politischen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen der Judenfeindschaft. Aufklärung und Französische Revolution hatten in Europa zwei Emanzipationsmodelle mit sich gebracht: Während in Frankreich die Juden 1791 per Gesetz Staatsbürger wurden, verfolgten die meisten deutschen Länder und das spätere Deutsche Reich eine Politik der sogenannten „bürgerlichen Verbesserung“, d.h. der Gewährung verschiedener Rechte nach kultureller „(Selbst)Verbesserung“ der Juden. Vollständige Gleichstellung wurde erst 1871 (!) in der Verfassung des Kaiserreichs erreicht. Die heutige Forschung geht davon aus, dass die lange Dauer der Debatte und das nur schrittweise Zugeständnis der Bürgerrechte die Stereotype vom Juden als Fremdem noch verschärft haben.

Ein prägender Besuch im Ghetto?

Wilson's Analyse erfolgt gleichzeitig immer unter Berücksichtigung dieser zeitgenössischen Diskurse und in erhellender Gegenüberstellung von Werkzitate, Brief- und Tagebuchstellen aller Lebensphasen, zeitgenössischen anderen Texten und dienstlichen sowie Alltagsäußerungen bis hin zum Rechnungsbuch oder, und das ist ein besonderer Wert des Buches, Aktenanalysen. Schritt für Schritt werden so Ambivalenzen und Widersprüche aufgedeckt, von der Selbstdarstellung Goethes als empathischem Besucher des Ghettos und Wertschätzer jüdischer Aufklärer zu überraschender Häme und mangelndem Engagement in seinem Einflussbereich. Die Einschätzungen Wilsons lesen sich dabei erfrischend quellenkritisch: Da wird „Dichtung und Wahrheit“ schon einmal als

„Werk der Öffentlichkeitsarbeit“ benannt, für das Goethe andere Reiseberichte kompiliert hat und in der er vor allem seine Haltung zu den Juden „teleologisch inszeniert“ (S. 24/25). So beschreibt Goethe in dem berühmten Zitat im vierten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ über die Frankfurter Judengasse zunächst seine Irritation: „Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache“, und „Zudringlichkeiten so vieler etwas zu schachernder unermüdlich fordernder oder anbietender Menschen“. Gleichzeitig zeigt er sich hellsichtig gegenüber den „Alten Märchen von Grausamkeit der Juden“, die ihn umschwebt hätten, und achtungsvoll, denn dem

„Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Überdies waren die Mädchen hübsch“.

Mit dieser Goetheschen Volte begründet er retrospektiv die vielfachen Besuche seines jüngeren Ichs in der „Judenstadt“. Er schildert sich als wissbegierig, besucht Sukkot, Synagogen und Hochzeiten, um sich ein Bild zu machen. In einer späteren Darstellung geht Goethe einen Schritt weiter und betont explizit sein dichterisch-ästhetisches Empfinden sowie die progressive Veränderung seiner Haltung, wonach erstens das,

„was sich allerdings in meiner früheren Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, [...] mehr Scheu vor dem Räthselhaften, vor dem Unschönen [war], mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen“.

Und später:

„Als ich viele geistbegabte feinfühligte Männer dieses Stammes kennen lernte, gesellte sich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelschöpferische Volk hege“. (Begegnung und Gespräche, zit.n. S. 29)

Beide Zitate sind dabei allerdings nur scheinbar positiv, sehr abstrakt und im Fokus auf bibelschöpfendes oder auch ausgewähltes Volk und Stamm durchaus distanziert. Hier wie im weiteren Verlauf des Buchs weist Wilson nach, dass diese

Textstellen „Bausteine“ Goethes waren, um sich in der Öffentlichkeit als gewordener Judenfreund zu stilisieren. Dem stellt Wilson kontinuierlich „Ausfälle“ oder auch Nichtreaktionen oder „übersehene“ Goethetexte gegenüber. So schrieb der junge Goethe, in einem selbst erfundenen „Judendeutsch“ eine „Judenpredigt“, eine unveröffentlichte Parodie, die zahlreiche Stereotype enthält und von der Forschung lange nicht Goethes Werk zugerechnet wurde.

Spielarten der Judenfeindschaft

Wilson's Umgang mit dem Begriff Antisemitismus bzw. seine Ablehnung des Begriffes für die Goethezeit ist in manchen Punkten heikel. Dabei konstatiert er völlig zu Recht, dass der Begriff, in den 1870ern als Eigenbegriff der Antisemiten geprägt, retrospektiv auf die Goethezeit anachronistisch ist, beachtet aber weniger, dass die ersten Jahrzehnte nach 1800 durchaus als Phase des frühen Antisemitismus diskutiert werden, mit nicht biologistischen, aber durchaus essentialistischen Argumenten bei mehreren deutschen Intellektuellen. Die Begriffe antijüdisch und antisemitisch werden in Forschung und Literatur zur Epoche beide gebraucht, was u.a. darauf zurückzuführen ist, dass der Ton bzw. die Begründung der Judenfeindschaft in dieser Zeit bei Einzelpersonen extrem variieren und verschiedene Formen der Judenfeindschaft nebeneinander existieren. Wilson fragt also in jeder Hinsicht zu Recht, ob Goethe ein Judenfeind genannt werden sollte. Die Spielarten der Ablehnung „des Jüdischen“ oder des Judentums, aber auch der Begründung der Bürgerrechte für Juden in dieser Zeit, die Wilson selbst um eine komplexe Darstellung bereichert, sind weitaus vielfältiger und ambivalenter, als er mancherorts zugibt. So betont er zu Recht, dass eine Mischung aus Wohlwollen und Vorurteilen Juden gegenüber bei den besten Aufklärern vorkam. Der Satz aber,

„dass die Juden moralische Deformationen entwickelt hätten, wurde von ihren Gegnern und ihnen selbst gleichermaßen akzeptiert“ (S. 41),

stimmt in dieser Pauschalität nicht. Wie Wilson selbst im Fazit betont, gab es im 18. Jahrhundert durchaus Stimmen, die zwischen durch Judenordnungen erzwungenen „Handlungen“ und einem fiktiven „Charakter“ unterscheiden konnten und für *Menschenrechte* argumentierten.

Ein „unangenehmes Kapitel“

In Goethes Amtszeit in Weimar fällt der Beginn der ersten Debatte um die Bürgerrechte und Emanzipation der jüdischen Bevölkerung. Obzwar Goethe als europaweit vernetzter Intellektueller und vor allem in seiner vielfältigen ministeriellen Einbindung in die Leitung des Staates Sachsen-Weimar-Eisenach die Debatte mitbekommen haben muss, gibt es kein öffentliches Statement zum Thema. Wilson zeigt an Amtsakten, dass Goethe mit Detailfragen wie dem Geleitwesen und den Abgaben bei der Ein- und Durchreise von Juden durchaus selbst befasst war. Die Amtsakten, die Wilson erstmals so befragt, sind eine interessante, aber schwer einzuschätzende Quelle, etwa, wenn Goethe bei einer Beschwerde jüdischer Kaufleute gegen Diskriminierung schreibt, dass es für Weimars Ruf wichtig sei, Kaufleute gut zu behandeln, oder wenn er Gesetze mit abzeichnet, bei denen die Voten nicht überliefert und Meinungen der einzelnen Ratsmitglieder nicht rekonstruierbar sind. Irritierend, aber ebenso zeittypisch, sind Tagebucheinträge oder Briefstellen Goethes wie „die artige Jüdin“ oder „der Jude Elkan“, die zweckfreie Kennzeichnung eines Gesprächs- oder Handelspartners als Jude. Wilson spricht zu Recht von einer „bedenkenlosen“ Verwendung des Worts. „Goethe war sich bewusst, dass diese Bezeichnung beleidigend wirken konnte und er vermied sie im direkten Umgang mit Juden“ (S. 83). Im Privaten galt ihm aber ein Jude auch mal als „wahrer Jude“, wenn dieser ihm anscheinend

unbrauchbare Ware anbot: „Der Jude hat mir, als ein wahrer Jude, abscheuliche alte Ketten gebracht.“ (zit.n. S. 84) Gleichermaßen kommt es in einer unveröffentlichten *Xenie* zum Reim, der das Stereotyp der geldgierigen Juden drastisch ausmünzt: „GEIZ: ist der Vater auf Geld ersessen [...] Juden und Huren, die werdens fressen“ (zit.n. S. 91)

Von fortbestehenden Vorurteilen trotz positiver Begegnungen und einzelner persönlicher Wertschätzung darf definitiv ausgegangen werden – und auch von keinem Bemühen, hier an sich oder dem Fortschritt der Emanzipation zu arbeiten. Trotz mancher liberaler Gedankenexperimente dachten, wie Wilson prägnant schreibt, weder Goethe noch der liberalere Carl August die Aufklärung zu Ende. Daran änderte sich auch in der direkten Ansprache und Konfrontation mit dem Wunsch nach Gleichstellung nichts. Ein Beispiel der sehr aufschlussreichen bisher ungedruckten Quellen Wilsons ist ein euphorisches Anschreiben eines jüdischen Kaufmanns Benedix, der sich in Weimar niederlassen wollte,

„weil es so viele Beweise des grossmüthigen Fürsten dort gäbe, wo man den Menschen als Menschen behandelt, und nicht erst fragt, von welchem Glauben er sey.“

Goethes Antwort mit dem Entscheid des Herzogs ist nicht überliefert, muss aber abschlägig gewesen sein. Benedix zeigt Goethe dann seine Enttäuschung offen, als Vertreter einer „dreimal unglücklichen Nation, die am Rande des 18. Jh. noch immer auf dem Punct steht, von dem sie ausgegangen.“ Auch hier kam keine Antwort. Und während sich, so Wilson, bis in die 1790er Jahre Gerechtigkeitssinn und Vorurteile beim Rath Goethe vielleicht noch die Waage hielten, änderte sich dies unter dem Einfluss der Französischen Revolution ins Negative. Das Kapitel von Goethes Verhältnis zur Judenemanzipation bezeichnet Wilson als besonders „unangenehm“. (S. 95) 1796 brannte im Krieg gegen Napoleon das Goethes Jugend prägende Frankfurter Ghetto ab. Die Juden durften erstmals in die Stadt ziehen, was, wie auch jüdische Zeitgenossen schrieben, ihnen einen Zugewinn „an bürgerlicher Sittlichkeit“

brachte; jedenfalls erwirkte die notwendige Nachbarschaft eine Aufhebung an Restriktionen und eine neue Annäherung. Für eben diese Zeit analysiert Wilson eine Verschärfung in Goethes Ton, wenn er über jüdische Bekannte schreibt. In Frankfurt selbst entbrannte eine Debatte über den Wiederaufbau des Ghettos. Napoleons Statthalter Dalberg verhandelte neue Judenordnungen mit dem traditionell judenfeindlichen Stadtrat. Im Ergebnis blieben diese weit hinter anderen Ländern zurück, so dass Goethes Mutter scheinbar scherzend schrieb, „das Volk Israel sei an seinem Messias Dalberg etwas irre geworden“, die neue Schutzordnung sei ein Meisterwerk ihrer Art. Auch wenn die spitze Zunge von Goethes Mutter sprichwörtlich ist, erwähnt Wilson nicht zu Unrecht eine „hämische Überheblichkeit“ im Elternhaus Goethes, die durchaus abgefärbt haben wird. In ähnlichem Ton nämlich bat Goethe dann seine neue Freundin Bettina von Arnim, ihm

„gelegentlich die jüdischen Broschüren [zu senden]. Ich möchte doch sehen, wie sich die modernen Israeliten gegen die neue Städtigkeit behrden, in der man sie freylich als wahre Juden [...] tractirt.“

Und nach der Lektüre heißt es, dass der Fürst Primas Dalberg „dieß Geschlecht behandelt wie es ist und wie es noch eine Weile bleiben wird“. Von Anerkennung als gleichberechtigten Wesen kann hier nicht die Rede sein! Auch las Goethe die mitgeschickte Schrift von Israel Jacobsohn, einem Kämpfer für Bürgerrechte, „dem braunschweigischen Judenheiland ziemt es wohl, sein Volk anzusehen, wie es seyn und werden sollte“. „Goethe denkt hier wahrscheinlich an die Erziehung als Motor der jüdischen Kultivierung“, schreibt Wilson, fügt aber korrekt an, dass er das nie ausdrücklich gesagt habe... (S.136). Als Bettina von Arnim Goethe eine anonyme Schrift mit judenfeindlichen Bemerkungen zu Jacobsohn schickte, gestand Goethe ihr, es sei ihm sehr angenehm gewesen, dass man „dem Finanzgeheimeräthlichen, Jacobinischen Israels Sohn, so heimgeleuchtet hat.“ (zit.n. S. 117f). Es ist kaum überspitzt zu formulieren, dass Goethes Auseinandersetzung

mit der Debatte über Judenemanzipation sich auf seine Heimatstadt beschränkte und er sich dort an einer Schmähschrift am meisten freute! Wilson bietet hier eine genaue Analyse der progressiven und der schmähenden Schrift, um zu evaluieren, was Goethes Zustimmung zur letzteren bedeutet, und er kommt zu dem Schluss:

„Mag er auch (hoffentlich) an einzelnen Stellen den Kopf geschüttelt haben, [...] befürwortet er inhaltlich eine der bigottes-ten Schriften, die er wohl jemals gelesen hat“ (S.123).

Ein „löbliches“ Aufenthaltsverbot

Als der Dichter 1816-17 von Verwandten weitere Schriften zur Judenfrage bekam, gab er zu verstehen, dass er sich „aller Theilnahme an Juden und Judengenossen“ zu enthalten wünsche. Dies Zitat muss gemeinsam gelesen werden mit dem Umstand, dass Goethe sich zeitgleich freute, dass Jakob Friedrich Fries, Autor einer der judenfeindlichsten Texte der Zeit, als Professor nach Jena kam. Zu dieser Zeit hatte sich der Ton der Debatte deutlich verschärft. Da in einzelnen Staaten unter französischer Besatzung den Juden oft weiterreichende Rechte zugesprochen worden waren, war die Judenemanzipation Teilthema des Wiener Kongresses 1814/15. Doch man einigte sich letztlich nur auf die *von* den einzelnen Bundesstaaten gewährten Rechte, nicht der *in* ihnen existierenden. Damit wurde die Gleichstellung in den Ländern, in denen sie unter französischer Besatzung eingeführt worden war, faktisch annulliert, z.B. verloren Tausende von Juden in Frankfurt/Main ihre Bürgerrechte. Der nationalistische Diskurs nach den Befreiungskriegen verstärkte die Judenfeindschaft weiter, insofern Juden wieder zunehmend als „Fremde“ diskutiert wurden. Manche Kampfschriften, vom Geschichtsprofessor Friedrich Rühs gegen die „Ansprüche der Juden an das Bürgerrecht“, nebst der dazu gehörigen Rezension von Jakob Friedrich Fries warnten vor den „Blutsauger[n] des Volks“ und rieten zur Sichtbarmachung der Juden durch eine

„Abzeichnung in der Kleidung“ (zit. n. S. 148f). Sie sah nur in der Konversion noch eine Möglichkeit - und eine Bedingung, „wodurch sie zu Deutschen werden können.“ Eine neue Kontrastierung zwischen Juden und Deutschen (statt wie in der Aufklärung zwischen Juden und Christen) wird hier manifest. Der Diskurs radikalisierte sich u.a. durch organische Vokabeln wie „Raubbienen“ und den Vorschlag, „dass die ‚Judenkaste‘ mit Stumpf und Stiel ausgerottet wer[n] müsse“ (zit.n. S. 148). Dies Vokabular der Judenfeindschaft war nicht neu, wurde aber durch den Professorenstand hier erstmals akademisch sanktioniert. Goethe hieß den Autor dieser „bizarre(n) Verbindung von Gewaltfantasien und Integrationsforderungen“ (S.147) mit dem Satz willkommen, dass er seine Werke mit großem Anteil gelesen habe, und man weiß aus einem Brief an Boisserée, dass die Schrift wider die Juden darunter war. Goethes Kommentar: „die sämtliche Judenschaft erzittert, da ihr grimmiger Gegner [...] nach Thüringen kommt“ (zit. n. S. 140). Wichtig ist auch hier die genaue Lektüre: Fries argumentiert nicht gegen jüdische Menschen, sondern gegen die „Judenschaft“ und meint die ungetauften Juden. Anders als bei späteren essentialistischen Forderungen hielt er konvertierte Juden unter starken Auflagen für integrierbar. Nach Wilson scheint die Konversion auch für Goethe die einzige Lösung für eine gemeinsame Gesellschaftswerdung von Christen und Juden zu sein. Im selben Brief, in dem er den Text erwähnt, kommentiert er eine Wiedereinführung des Aufenthaltsverbots für handelnde Juden in Jena als „lößliche Anordnung“ (zit.n. S. 140).

Ab 1820 diskutierte das Herzogtum Weimar eine neue Judenordnung. Die hier erstmals analysierte Aktenlage zu den Vorgängen zeigt eine bedrückende Folge von Kleinlichkeiten neben wenigen fortschrittlichen Meinungen. Eine der wenigen schließlich beschlossenen Verbesserungen war die Möglichkeit der Heirat zwischen Juden und Christen. Als diese Goethe eröffnet wird, kommt es zu einer der heftigsten überlieferten Tiraden, in der er das Gesetz als skandalös bezeichnet und meint,

„das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben [...] wer wisse, ob nicht der allmächtige *Rothschild* dahinter stecke.“
(zit.n. S. 173)

Auch hier werden zur Analyse verschiedene Umstände befragt, emotionale wie politische: So war Goethe eben von dem missglückten Heiratsantrag an Ulrike von Levetzow zurückgekehrt, und das politische Klima hatte sich mit den Hep-Hep-Unruhen verschärft, so dass die Hemmungen, Ressentiments zu äußern, vermutlich in mehrfacher Hinsicht geringer wurden.

Pragmatisches Interesse

Unter der etwas klischeehaften Überschrift „Gebildete Konvertierte Satirisierte“ werden schließlich Einzelbegegnungen seit den 1790er Jahren untersucht. Wilson stellt die so noch nicht formulierte These auf, dass Goethe besonders konvertierten gebildeten Juden größeres Wohlwollen entgegenbrachte. Bei den sogenannten „jüdischen Salonnières“ wird der pragmatische Ansatz Goethes dabei besonders deutlich. Die ihm entgegengebrachte Verehrung wusste er durchaus zu nutzen, um seinem Werk in dem von der Aufklärung lange geprägten Berlin mehr Geltung zu verschaffen. Dabei waren zum Zeitpunkt des intensivsten Austauschs Mitte der 1790er Jahre allerdings weder die Berliner Salonfrauen noch Goethe so berühmt, wie Wilson annimmt. Die Berliner Salons waren zu dieser Zeit Orte des gesellschaftlichen Experiments, keineswegs „tonangebend“, sondern wurden von Großteilen der aristokratischen Schicht gemieden und galten manchen bürgerlichen Intellektuellen als zu berüchtigt. Die Formulierung „durch Bildung, aber besonders durch den Goethe-Kult konnte man in die Mitte der erlesenen kultivierten Elite eindringen“ (S 209), klingt nicht nur unangenehm, sondern ist für diese Zeit unzutreffend, da sich Ansehen und Bildung in Berlin in dieser Zeit keineswegs an der Goethe-Verehrung festmachten, sondern jüdische Frauen hier Pionierinnen waren.

Wie bei einem so umfangreichen Panorama nicht anders möglich, sind einzelne Deutungen durchaus anders lesbar. Dass sich Rahel Levin Varnhagen nicht um einen engeren Kontakt zu Goethe bemühte, war keineswegs Nüchternheit, sondern, wie von der Forschung detailreich untersucht, ein Zeichen übergroßer grundsätzlicher Verehrung. Auch die Briefe Marianne Meyers lassen sich deutlich anders interpretieren: nicht nur „als ehemalige Jüdin“, die sich bei Goethe „outet“ (S. 213), sondern als die einer selbstbewussten Frau, die um Goethes Vorliebe für Klatsch wusste! Hier geht der Text von einem überstarken Goetheeinfluss aus, der sich aber erst für spätere Jahrzehnte konstatieren lässt. Auch die vielfache pauschale „Entfremdung“ gegenüber dem Judentum, die Goethes gebildeten Kontakten attestiert wird, wäre individuell zu untersuchen. Wirklich zu hinterfragen ist die Nutzung des Wortes „Konvertit“ in diesem Kontext, die allzu lange Teil anti-jüdischen Vokabulars war. Ob Goethe „Bekehrte für Christen hielt“ (S.213), ist eine Frage für weitergehende Forschung. Goethe, so das Fazit des Kapitels, hatte „Ausnahmejuden“, und diese halfen ihm vielleicht, das eigene Vorurteil vor sich selbst zu leugnen. So zeigt sich bei den bekannten Namen dasselbe Phänomen der Ablehnung „der Juden“ als traditionell lebende bzw. als in der Tradition zu fest verhaftete Juden bei gleichzeitiger Wertschätzung einzelner Personen und ihres Beitrags zur Kultur. Zum Beispiel wird Moses Mendelssohn in „Dichtung und Wahrheit“ als „einer unser würdigsten Männer“ bezeichnet, bei der Lektüre seines „Jerusalem“-Buchs aber werden „jüdische Pfiffe“ entdeckt, nachdem Goethe seinerseits eine Rezension Mendelssohns verärgert hatte. Die Wertschätzung reicht selbst bei dem großen, aber notorisch verarmten Salomon Maimon nur so weit, dass er ihn sich zwar nach Weimar wünscht, aber in den Rechnungsbüchern kein Reisegeldzuschuss verzeichnet ist. (vgl. S. 191-196)

In seiner Haltung, die man als situative Annäherung bei prinzipieller Ablehnung bezeichnen kann, ist Goethe Wilhelm von Humboldt keineswegs unähnlich. Jener allerdings wird im Fazit Wilsons als positives Gegenbeispiel angeführt, der

aber seine eigenen Ambivalenzen durchaus kannte und benannte. Humboldt, der sich in seinem Verwaltungsposten für die Emanzipation der Juden „en masse“ durchaus engagierte, glaubte zugleich, bei konvertierten Juden „die Beschneidung bis in die Fingerspitze erkennen zu können“², und bedauerte bei seinen getauften jüdischen Freundinnen einen Verlust ihrer Exotik. Jüdische Bekannte blieben auch für Humboldt „etwas Anderes“. Goethe war ebenso prinzipiell distanziert und partiell fasziniert, selektiv im Umgang, im Vergleich mehr an seinem öffentlichen Auftreten interessiert und pragmatisch im Umgang mit Personen, die oder deren Beruf ihn interessierten.

Daniel Wilsons Untersuchung ist eine höchst quellenreiche Verlaufsstudie von Goethes Einstellung zu Jüdinnen, Juden und zum Judentum. Er bringt es auf den Punkt: Wenn der Reisewagen 1790 auf dem Brennerpasse umgekippt wäre, würde man heute anders über Goethes Haltung urteilen (müssen). „Doch die Entwicklung seines Judenbildes verdunkelte sich beträchtlich mit den Folgen der Französischen Revolution.“ (S. 259) Goethes Gegnerschaft zur Emanzipation der Juden lässt sich mit tiefsitzenden Vorurteilen und seiner Ablehnung der Revolution erklären. Nach 1819, möglicherweise im veränderten politischen Klima, und im Umfeld der Debatten über eine neue Judenordnung für Weimar schreibt Goethe in den Wanderjahren von 1821 seine erste noch gedämpfte judenfeindliche Äußerung in der Öffentlichkeit: „das israelitische Volk hat niemals viel getaugt“.(zit.n. 160).

„Unterm Strich war Goethe ein heimlicher Judenfeind, freilich kein extremer, was ihn allerdings nicht entlasten kann“, fasst Wilson zusammen. Goethe hatte, und hier zitiert Wilson

² Wilhelm an Caroline von Humboldt, 30.4.1816, zit.n. Ludwig Geiger, Wilhelm von Humboldt und die Juden, in: *Allgemeine Zeitung des Judentums* 76 (1912), H. 6 v. 09. Februar 1912, S. 69-70, hier: S. 70; Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7.9.1796, in: Albert Leitzmann (Hg.), *Wilhelm von Humboldts Briefe an Gustav von Brinckmann*, Leipzig 1939 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart Sitz Tübingen, Publikation 288), S. 88.

Ludwig Börne, in Judensachen einen Sparren im Kopf. Er schließt mit der Frage:

„Kann nicht endlich ein Anfang gemacht werden, Goethes Sparren im Kopf in Judensachen zu sehen und offen zu diskutieren?“
(alles S. 274)

Dieser Anfang ist lange gemacht, aber es ist stark zu hoffen, dass mit Daniel Wilsons fundierter Untersuchung keiner mehr in den Stand der Unkenntnis zurückkehren kann. Und ganz im Sinne der fein seziierten Widersprüche möchte man Goethe (und uns) ein Goethezitat zurufen:

„Toleranz sollte eigentlich eine vorübergehende Gesinnung sein, sie muss zur Anerkennung führen: Dulden heißt beleidigen!“³

Zur Rezensentin:

Dr. Hannah Lotte Lund ist Historikerin und Literaturwissenschaftlerin und arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt.

³ Johann Wolfgang von Goethe, *Maximen und Reflektionen*, Weimar 1907, S. 190.